



Nr. 33

Donnerstag, den 18. August 1904.

19. Jahrgang

Verfehlter Beruf.

Die Lügenfabrik im fernen Tschifu
Entwickelt unglaubliche Kräfte,
Sie schickt die Neuigkeiten uns zu
Und macht die besten Geschäfte.

Abnehmer hat sie, die zahlen recht gut,
Berappen mit größtem Vergnügen
Die Kriegsberichte, wild trieselnd von Blut,
Sind auch unglaublich die Lügen.

So wird verdient mit spielender Hand,
Der Mannen, sonst schwer zu erwischen,
Der Lügen vortrefflicher Erzhfabrikant
Wird Millionär wohl inzwischen.

Auch ich stand vor der Berufswahl einmal,
Wär' Fabrikant gern geworden,
Doch fehlte mir, ach, das Vertriebskapital,
Das nötig noch ist hier im Norden.

Auslagen gibt es so mancherlei,
Für Löhne, Gehälter Maschinen,
Gebäude und Lagerräume — ei wei —
Und mit Geldern kommt' ich nicht dienen.

Ich mußte verzichten mit thränenbem Blick,
Zu andern Geschäften mich wenden;
Nun seh ich, daß eine Lügenfabrik
Bringt so erkleckliche Renten.

Auch ich hatt' gelogen — es ist gar nicht schwer —
Mein Bank-Konto wär' erfreulich,
Drei Oberförster, befreundet mir sehr,
Sie hätten geholfen mir traulich.

Wau-Wau.

Der geheimnisvolle Stall.

Humoreske von Aloys Kugler

(Nachdruck verboten.)

Wer die nachfolgende Geschichte nicht glauben will, der mag sie
nur in der Empfindung lesen, daß sie ein charakteristischer Ausdruck
des Jägerlateins sei, und vielleicht würde ich das auch selbst tun,
wenn sie mir nicht persönlich auf meinem eigenen Revier passiert
wäre.

Unter den Jägern — ich meine den Jagdbesitzern oder Jagdpächtern — gibt es gemeinhin zwei Arten: solche, die das Raubzeug mit allen Mitteln von der Wildbahn vertilgen, und solche, die in einer Art Protektionsverhältnis zu Freund Reinecke und Genossen stehen, weil sie der Ansicht sind, daß das Raubzeug in der Wildbahn dieselben Funktionen habe, wie der Hecht im Karpfenteich.

Ich gehöre zu der ersten Gruppe, und ich behaupte, es muß die Tendenz eines jeden Jägers sein, wenn er es ehrlich mit seinem Wildstand meint, dem Raubzeug auf Tod und Leben nachzusetzen. Trotz alledem wird es ihm nicht gelingen, bei der ungeheuren Fruchtbarkeit Reineckes, der Schlauheit der Marder und Wiesel, der scheuen Vorsicht aller gesiederten Räuber, die schlimme Gesellschaft ganz auszurotten. Immerhin wird es ihm gelegentlich doch einmal passieren, daß bei einer großen Treibjagd ein roter Satan zwischen gesuchtem Wild durchschnürt.

Als ich meine Jagd übernahm — ein schönes, ausgedehntes Revier mit Wald und Wasser und langen Strichen von Feld — bemerkte ich bei dem ersten Begang, mit welcher beispiellosen Liberalität mein Vorgänger dem Raubzeug gegenüber zu Werke gegangen war. Er war einer von der zweiten Jägergruppe gewesen und hatte dazu noch den Jagdaufseher für jedes Stück Raubzeug mit dem Balg bezahlt. Da nun die Bälge im Sommer nichts wert sind, so hegte und pflegte jener Förster das Raubzeug, bis er es im Winter soweit hatte, um es bei gutem Balg abzuschleusen. Die Folge davon war eine beispiellose Verwüstung unter dem Wildstand. Höchst selten nur sah man ein junges Stuck, Hühner fast gar nicht. Kein Wunder: das von Jagdherr und Jagdaufseher gehegte Raubzeug hatte derartig überhand genommen, daß ich mich entschloß, zu dem unjägerischen Mittel des Giftstreuens zu greifen.

Dann aber änderte ich vor allen Dingen die Abmachung mit dem Jagdaufseher, den ich von dem früheren Pächter übernommen, weil er sich als ausgezeichneter Jäger dokumentierte, und versprach ihm statt des Balges ein Schußgeld, während ich selbst den Winter hindurch so viel als möglich mit Falle, Gift, Pulver und Blei gegen die vierbeinigen und gesiederten Räuber focht.

Als sich der Winter zum Ende neigte, als die ersten Frühlingstürme über unser Revier hinwegzogen, machten wir uns an das Fuchsgelassen und hoben ein Nest nach dem andern aus, schossen die alten Banditen ab, und die junge Brut gab ich dem Aufseher, daß er sie umbringen sollte.

Trotz alledem und alledem war der Sommer keineswegs günstig, aus dem einfachen Grunde, weil alles, was ich aus meiner Jagd herausklopfte, an Schußgeldern für Füchse verloren ging. Ich nahm mir den Jagdaufseher vor:

„Sagen Sie mal, Michael: Wir haben doch alle Fuchs-

Fang, die wir konnten, aufzunehmen. Wie ist es möglich, daß Sie fast täglich einen Haß ablesen?

„Ja, Herr Kugler,“ meinte der Alte, und in seinen grauen Jägeraugen bligte es bedenklich, „ich weiß es nicht. Der vorige Pächter war viel zu mild gegen das Raubzeug, und wir können noch zwei Jahre arbeiten, ehe wir die Wildbahn vollkommen gereinigt haben.“

Ich mußte mich natürlich bei dieser Antwort bescheiden; und wir gingen ins Dorf, wo der Aufseher ein hübsches Häuschen und eine nicht übermäßig große, aber sehr gut eingerichtete Wirtschaft besaß. Er war auch sehr stolz darauf, zeigte mir sein Milchvieh, seine Schweine, seine Hühner; nur an einer Stalltür ging er immer vorüber, ohne daß er mich eintreten ließ.

Das fiel mir auf und ich fragte ihn: „Was haben Sie denn da drin?“

„Ach, das ist eine Kumpellammer, — ist weiter nichts drin,“ und als ich auf die Tür zuging, um sie zu öffnen, meinte er: „Lassen Sie doch. Was sehen Sie an dem alten Schmutz!“

Warum sollte ich den Mann kränken; er wollte offenbar nicht, daß ich da hineintreten sollte. Aber Gedanken machte ich mir doch darüber, denn es war ein ziemlich großer Stall und zur Kumpellammer eigentlich zu geräumig, zumal in einer Wirtschaft wie der meines Jagdaufsehers der Raum immer knapp ist und man mit jedem Quadratfuß rechnet, also eine Kumpellammer lieber in einer Hofecke, die man abschlägt und überdacht, anlegt, als in einem festen Gebäude.

Ich vergaß natürlich den verschlossenen Stall sehr bald und mußte mich immer nur wundern, daß die Füchse gar nicht abnehmen wollten und der Mann mir immer frisch geschossene Reinedes vorlegte, die ich natürlich unserer Abmachung gemäß honorieren mußte.

Eines Tages, als er mir wieder — es mochte wohl der sechzigste Fuchs sein — eine schlanke, jugendliche Fuchsin, die mit einem prächtigen Kopfschuß gestreckt war, vorlegte, sagte ich leicht hin:

„Michael, ich glaube, Sie züchten Füchse?“

Der Aufseher kratzte sich hinter den Ohren und wurde sich nicht verlegen, meinte aber:

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, Herr Kugler? Das Revier steckt eben voll Raubzeug, und wir müssen froh sein, wenn wir es allmählich abschließen.“

Ich sagte nichts, nur fiel mir der Umstand auf, daß Michael so wenig ältere Füchse schoß. Es waren meist Räuber von diesem Jahr, die freilich im Hochsommer schon recht ansehnlich sind und in ihrem Wachstum einen Hunger und eine Raubgier entwickeln, die sie viel gefährlicher als ihre Eltern, Onkels oder vorjährigen Brüder erscheinen läßt.

Nach dem Begang lud mich der Jagdaufseher ein, einen Augenblick bei ihm einzutreten und seinen selbst angelegten Wachhoder zu kosten. Als wir über den Hof gingen, fiel mir die geheimnisvoll verschlossene Stalltür wieder auf, und ich veräumte nicht, den Jagdaufseher darauf aufmerksam zu machen, wie verschwenderisch er mit seinem Platz umginge. Er erwiderte nichts; aber meine Neugier erwachte von neuem, und ich beschloß, unter allen Umständen festzustellen, welcher Art das Gerümpel hinter der Tür sei.

Als ich aber nach beendetem Frühstück auf den Hof hinausging, begleitete mich Michael wie ein treuer Hund. Ich mußte daher eine List anwenden, die mir das Geheimnis enthüllen sollte. —

Drei Tage später schrieb ich an den Jagdaufseher, er möge doch einmal schnell zu mir nach der Stadt kommen, ich habe etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen, — und nachdem ich annehmen konnte, er sei unterwegs, warf ich die Büchse über, klemmte meinen ganzen Menschen aufs Fahrrad, um meinem zwölf Kilometer entfernt liegenden Revier zuzuradeln.

Im Dorfwirtshaus erfuhr ich, Michael sei nach der Stadt. Dort stellte ich auch mein Rad ab und begab mich die hintere Dorfstraße entlang, am Waldsaum vorbei, nach Michaels Gehöft, das ich von hinten her durch die Ausfahrt betrat. Seine Frau bemerkte mich sofort durch das Küchenfenster und kam heraus; ich aber hatte schon den Drücker der geheimnisvollen Tür in der Hand, und ehe sie mich hindern konnte, rig ich sie auf.

Aber als ob das wilde Heer losgelassen würde, schossen zehn bis zwölf verhungerte Füchse auf mich zu, fuhren mir mit heiserem Bellen zwischen die Beine oder sprangen an mir empor, wie Hunde, die auf ihr Futter warten.

Nun wußte ich's. Der alte Säufer hatte alle die Fuchswelken, die wir ausgegraben hatten, anstatt sie umzubringen, nach Hause geschleppt und in diesem Stall mit den Abfällen seiner Wirtschaft großgezogen und einen nach dem andern, wenn er Geld brauchte, abgeschossen.

Na, die Haseinwanderung ließ an Schäfer nichts zu wünschen übrig. Aber ich möchte ihn doch nicht von seinem Amte entbinden, denn er war ein kluger Mensch und überaus tüchtiger Jäger; das bewies er auch jetzt wieder, wie er mich schadlos zu halten suchte.

„Herr Kugler,“ sagte er, „annoncieren Sie doch in der „Jagdzeitung“: Zahme Füchse zu verkaufen. Ungefährliches Spielzeug für Knaben.“

Ich folgte ihm, und wir hatten mit dem roten Gesicht bald zu guten Preisen geräumt, so daß ich einigermaßen wieder auf meine Kosten kam. —

Ob mir Michael im nächsten Jahre wieder einen anderen Streich spielen wird?

Mirbadiana.

Freiherr von Mirbach ist tabellos,

Sein Lob ward öfters gesungen,

Doch ist sein Zahlengedächtnis nicht groß,

Er haßte die Abrechnungen.

250,000 M.

Hat er quittirt mit Vergnügen,

Doch weiß er nichts weiteres von diesem Quark,

Weiß nicht, wo die Summen jetzt liegen.

Nun hat auch ein Prinz von Wittgenstein

Verklagt ihn um Rechnungslegung.

Und Mirbach sieht dies Verlangen nicht ein,

Ist zornig und voller Erregung.

Er will es nicht und er thut es nicht,

Er läßt seine Seele nicht rühren,

Ein richtiger Freiherr schießt und sticht,

Doch Bücher mag er nicht führen.

Auch Hagen Tronje versteckte bei Nacht

Den Hout der Ribolungen,

Verrieth nicht, wohin er den Schatz gebracht,

Und haßte die Abrechnungen.

Und was aus des Königs Gunther Zeit,

Die alten Sagen melden,

Warum soll's nicht passiren auch heut?

Heil Mirbach, dem mannlichen Helden!

Wagb. Gen.-Anz.

Thu' Geld in deinen Beutel.

Humoreske von Erwin von Waldberg.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine bekannte Geschichte, daß das Benefiz des Heldenpaters an den Theatern kleiner Städte gewöhnlich sehr schlecht ausfällt; denn erstens muß er neben den alten Moors und Königen Philipp gelegentlich auch die Intriganten und Bösewichter spielen, muß sein jugendliches Gesicht, wenn er eins hat, mit einem grauen oder weißen Bart verhüllen und möglichst viel alte Schminke auflegen und kalten anmalen.

Die jungen Damen interessieren sich nur für den idealen Heldenliebhaber, die jungen Herren für die Naive und die jugendliche Liebhaberin, die Mutter für den Bon vivant und die älteren Herren für den Komiker, der ihrem sorgenvollen Dasein abends eine freundliche Stunde schafft. Darum haben auch alle diese Schauspieler an ihrem Benefizabend Aussicht auf ein volles Haus und eine volle Kasse.

Das wußte der Heldenpapa in einer pommerschen Stadt ganz genau; und von Anfang seiner Thätigkeit auf den Brettern, die die Welt des Städtchens bedeuteten, sann er nach, auf welche Weise er es ermöglichen könne, ein gutes Benefiz herauszufechten.

Er war ein kluger, findiger Kopf und ein guter Schauspieler, dazu ein noch besserer Kollege, und alle, die für die pommerschen Bürger als Menschendarsteller thätig waren, hatten ihn lieb und erhofften für ihn einen großen Erfolg an seinem Ehrentage. Für Lorbeer und anderes Gemüße des Ruhmes schwärmte er nicht; für ihn gab es nur ein klassisches Zitat, das er sich immer wieder vordekamerte:

Thu' Geld in Deinen Beutel...

Trotz aller geistigen Anstrengungen aber wollte es ihm nicht gelingen, auf das richtige Mittel zu verfallen, das ihm die Bewohner des Städtchens ins Theater gelockt hätte. Auf den Köder eines neuen Stückes bißsen die höchst konservativ veranlagten Bürger nicht an; eine alte, zugkräftige Posse zu geben, hätte sich vielleicht

gelohnt, aber unser Heldenpapa hatte auch seinen Künstlerstolz und wollte in einer großen Rolle draußen stehen, wollte den Pommern klassisch kommen und eine Orgie der Deklamation mit seinem schönen Organ feiern.

Wie in so vielen Fällen, war auch hier die Presse jene Weltmacht, die überall eingreift, wo die gewöhnlichen Menschenkinder längst verzagen.

Als der brave Benefiziant nach einer schweren Räuberdarstellung an seinem Stammtisch das scharf paprizierte Goulasch verzehrt und tief in den Halbenliterkrug geschaut hatte, griff er nach dem führenden Blatt der Stadt, und mit der Miene eines großen Kenners überflog er die Politikspalten, musterte eingehend die Theaterkritik, ließ sein Auge minutenlang auf den Unglücksfällen und Verbrechen haften und betrachtete dann die Annoncen.

Plötzlich erhellte sich sein glatt rasirtes, interessantes Gesicht durch ein freundliches Lächeln, seine großen Heldenwateraugen zwinkerten lustig auf ein Inserat, und dann versuchte er, sich den seit dreißig Jahren rasirten Schnurrbart zu streichen, was ihm natürlich nicht gelang; und in Ermangelung dieser Thätigkeit rieb er sich die Nase, dann die Stirn und nickte endlich schmunzelnd vor sich hin. Er hatte den Erfolg jetzt in der Tasche. Die Zeitung hatte ihn auf eine glänzende Idee gebracht, eine Idee, sagte er sich im Stillen, die ein großer Lustspielmacher zu einer Komödie umarbeiten würde, bei der sich die Gründlinge im Parterre vor Lachen den Bauch halten müßten.

Um die Entdeckung des Abends zu feiern, kaufte er sich noch einen halben Liter und ging dann, alle Möglichkeiten des großen Erfolges in seiner Heldenseele beleuchtend, nach seinem kümmerlich möblierten Chambre-garnis, kroch in sein Prokrustesbett, zog sich die Decke bis an die Nase hoch und schlief mit seinem leise geflüsterten Wahlspruch ein: „Thu' Geld in deinen Beutel!“

Zwei Tage darauf stand im führenden Organ folgende Annonce zu lesen:

„Junge Dame von angenehmem Aussehen, Witwe, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einen Lebensgefährten. Herren mittleren Alters werden gebeten, sich vertrauensvoll zu nähern. Auf Vermögen wird nicht gesehen, da die Suchende über eine Viertelmillion Mark verfügt. Liebenswürdiger Charakter, ein gutes Herz und eine schöne Erscheinung sind allein Bedingung. Nicht anonyme Offerten unter H. V. 40.“

Die Wirkung einer Dynamitbombe, die plötzlich unter eine Gruppe friedlicher Spaziergänger gefallen ist, kann nicht größer sein, als die der Annonce auf die Junggesellen und Witwer der Stadt. Sie liefen hin und her, stürmten die Papierläden, kauften rosafarbene Kouverts und Briefbogen und machten sich daran, der reichen, jungen Dame ihr Herz und ihre Hand zu fügen zu legen.

Der Heldenvater beobachtete wie ein siegesicherer Feldherr vor der Schlacht die Aufregung unter der unverheirateten Männerwelt seines Domizils. Er horchte in seiner Stammtische hierhin und dahin, mischte sich an Theaterabenden unter das Publikum und belauschte die Reden, die hin und her geführt wurden. An allen Ecken und Enden sprach man von der heiratslustigen Millionälerin; keiner natürlich wollte dem andern gestehen, daß er Offerte gemacht habe, und jeder hatte doch insgeheim sein H. V. 40 auf ein duftendes Billet doux gesetzt.

Der schlaue Mime durfte nun vorsichtigerweise nicht selbst die Briefe abholen; denn sonst hätte der Schalterbeamte, der unverheiratet war und voraussichtlich auch Offerte gemacht hatte, vorzeitig den Trick durchschaut. Aber ein Schauspieler weiß sich zu helfen:

Unter den Requisiten seines Schmierenhäuptlings suchte er eine blaue Arbeiterblouse heraus und eine rote Lederkappe, wie sie die Dienstmänner zu tragen pflegen, nahm sich einen bekannten Eckenspieler zum Vorbild und schminkte in stiller Abendstunde sich dessen Maske an, schlüpfte in die Blouse, stülpte die rote Lederkappe auf und begab sich an das Schalter mit einem Zettel, worauf die Bitte stand, ihm die unter H. V. 40 eingelaufenen Briefe zu verabfolgen.

Das Manöver gelang vollkommen. Kein Mensch hatte den falschen Dienstmann erkannt, selbst der Schalterbeamte nicht; und so war der zukünftige Benefiziant im Besitze eines riesigen Stofes von Offertbriefen, die er schmunzelnd betrachtete und einen nach dem anderen öffnete.

Erst wurden sie alphabetisch geordnet, dann auf einen schönen Haufen gepackt und gezählt, wobei sich ergab, daß nahezu zweihundert heiratslustige Herren Sehnsucht nach der reichen, jungen Dame empfanden. Drei Tage noch ließ der schlaue Heldenvater ins Land gehen; dann machte er sich noch einmal als Dienstmann auf den Weg und hob wiederum eine schwere Menge Offerten ab. Und noch ein drittes Mal ging er fragen; aber nur noch vereinzelte Nachzügler waren eingetroffen.

Langsam rückte der Tag des Benefizes näher; und je näher er rückte, desto eifriger war der Jünger des Thepistarkens beschäftigt mit Briefeschreiben.

Ein ansehnliches Kapital in Papier und Porto wurde verschlungen; aber die Hoffnung, daß dieses Kapital reichlich Zinsen tragen würde war sicher, denn jeder der heiratslustigen Jünglinge und Männer erhielt ein Briefchen, in dem ihm mitgeteilt wurde, seine Offerte habe einen so überaus günstigen Eindruck auf die jungfräuliche Seele der reichen Heiratslustigen gemacht, daß sie den Wunsch nicht unterdrücken könne, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und sie bäte ihn, sich am Freitag Abend in Theaterloge Nummer so und soviel oder Parkett oder ersten Rang, je nachdem noch ein Platz frei war, einzufinden. Das Zeichen sei eine gelbe Rose im Knopfloch. Anderen wurde als Zeichen eine rote Rose, eine Nelke, ein Veilchen, eine Chrysanteme und was der Blumenmarkt überhaupt lieferte, empfohlen.

Endlich dunkelte der kritische Abend herein. Die Blumenläden in der ganzen Stadt hatten ausverkauft; die Theaterkasse mußte eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung geschlossen und mit dem Schilde „ausverkauft“ versehen werden. Der Direktor schmunzelte und drohte dem Benefizianten mit dem Finger:

„Hören Sie einmal, lieber Kollege, Sie haben wohl die Rattenfängerpfiffe ertönen lassen?“

Aber er freute sich doch im Stillen und überrechnete schon, wie viel an Selbstkosten er dem Benefizianten mehr abziehen wollte als gewöhnlich.

Für diesen war der Abend ein großer Erfolg von dem Augenblick, wo er durch das Guckloch in der Gardine die verschiedenen hochzeitslustigen Gesichter erblickte, bis zu dem letzten Herunterfallen des Vorhanges, wo diese anfangs so hoffnungsfreudigen Physiognomien eine merkwürdige Verlängerung angenommen hatten.

Der Trick war vollständig gelungen; und als ihm der Direktor in der Theaterkasse den durch tagelange Schreibarbeit erworbenen Lohn auf den Tisch zählte, strich er ihn lächelnd ein und flüsterte dabei seinen Magen- und Leibspruch:

„Thu' Geld in deinen Beutel!“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der verliebte Klemptner.

Der Sohn eines Klemptners B., der in der Klemptnerei seines Vaters die Stellung als Werkführer einnimmt, ist von der Schauspielerin Gilly A. wegen Hausfriedensbruchs angezeigt worden. Der junge Mann, ein hübsches, frisches Kerlchen im Anfang der Zwanziger stehend, betritt unsicher lächelnd den Gerichtssaal.

Richter: Wie kamen Sie denn überhaupt mit dem Fräulein A. in Berührung?

Angell.: Herr Gerichtsrath, det is ja eben det ganz Unjlaubliche, det id jar nich mit se, mit det scheene Freilein in Berührung gekommen bin. Id jobe zu, det id wol in meine kiensten Träume mal jedroamt hatte, mit se in Berührung zu kaman', aber wie id dichte 'ran war, machte se 'n Umschlag, un id war der Zerknirscherte, ober villamehr, id werde nun bald der Zerknirscherte sind.

Richter: Wie machten Sie denn die Bekanntschaft dieser Dame?

Angell.: Det id bei Bata'n wohne, det wissen Se doch?

Richter: Nein, bisher noch nicht.

Angell.: Na, nu wissen Se't aber; also id wohne bei Bata'n in unse'n Hause in zweeten Stock. Gerade ieben zogen Leute in mit wunderscheener Möbleman un Jardinen hatten se im Vorhänge aus pure Seide, roth mit Franzen, un dahinter noch weiße mit Spitzen, na, von die Pracht war'n Ende wech. Un wie id nu Mutter druf aufmerksam machen will, meente se, se hätte et ooch schon beobachtet, etwar 'ne eenzliche junge Dame mit 'ne Rose. Nu war id höllisch neijerig. Un an een Witterwoch um zwölfen, da sehe id 'ne Dame an't Fenster mit'n ganz gelben Kopf, de Haare sahen ganz jeforben aus. Die machte sich gerade an Fenster de Haare, ober ville mehr, sie ließ sich se machen von de Rose. Se merkte ooch, det id wusch, ober det schminkte ihr nich. A zweeten Dach um Uhre zwölf hieft id et in de Werkstätte nich aus, id ruff in meine Stube, jeh an't Fenster un richtig, siht die scheene Dame wieder da un läßt sich frisiren. Wie se mir bemerkt hatte, lächelte se sojar rieber zu mir. Id lächelte wieder un an nächsten Dach wief id se Ruffinger rieber. Da schittelte se sich vor Lachen un de Rose ooch. Na, se nickte mir sojar zu. Nu war id ganz varicht

nach se. Ich konnte et kaum bei der Arbeit aushalten, ich dachte innerlich an innerlich an der schönen Kind, wo ich hing an stand. Essen konnte ich nicht mehr, schlafen konnte ich nicht mehr, an kein Ort hatt' ich keine Ruhe mehr, et war so schlimm, der Muttu mir fraachte ob ich Leidschmerzen hätte. Die hatte ich aber nicht. Balliebt war ich, wie'n Stint. Un da nahm ich mir vor, der schönen Freilein mit'n Blumensträußchen zu besuchen. Der dhot ich, aber da kam ich scheene an; denn wie ich rieher kam, da sah een Herr in der Stube mit'n Monobel in't linke Dage, der war wol so'n Etide Rufen, der fraachte mir, ob ich krank wäre, gerade wie Mutter, un ob er mir ne Knallschote jeben sollte. Un nu kam der Freilein rin, un wie ich zu die fraachte, der ich Ihr Löcheln zu mir als Liebe uffesacht hätte, da wurde se erscht bloß, dann schrie se: „Hauß, Sie Ausverschöner!“ Un da fiel mir der Strauß aus der Hand vor Schred, un ich stand da, wie'n bejoserer Pudel un fand kein Ausweg mich, un da dachten die nu, ich will mich jehen, aber Herr-Richterath, in meine Angst fand ich bloß keine richt'je Thüre nich.

Die Schauspielerin A. muß zugeben, daß Sie wohl manchmal dem jungen Mann angelächelt habe.

Der Angeklagte wird freigesprochen.

Ungef. Det wech ich, uf der Löcheln von der Theaterdamen jebe ich nicht mehr.



Aus Nagels Lustige Welt.

Böses Gewissen.

„Ich bin sicher, Brauchen, Du hast diesen Kuchen selbst gebacken!“

Doch nicht; aber ist er denn wirklich so schlecht?“

O diese Fremdwörter.

Landrath (zum Besitzer einer Geflügelzuchterei): „Nun, brüten Ihre Hühner auch recht tüchtig?“

„Ich danke sehr, Herr Landrath, die Brutalität des Geflügels ist in diesem Jahre sehr gut entwickelt!“

Druckfehler.

Ekwin umschlang seine Braut und flüsterte ganz glücklich: „O, Du Sammel meines Lebens!“

Eine Seele.

„Sie pflanzen wohl gar nichts auf das Grab Ihres Mannes Frau Unfallversicherungsgeneralinspektor?“

„O doch, Spargel!“

„Spargel?“

„Ja, das war immer sein Lieblingsessen!“

Missverstanden.

„Was ist's Hansi, was hat der Doktor g'sagt?“

„Bieg mi g'schwind aus, Muttu, er hat g'sagt, a Fieber is im Anzug!“

Vielsagend.

Missionar (zum Kannibalenhäuptling): „Ich möchte doch wissen, was aus meinem Vorgänger geworden ist.“

Häuptling: „Oh, der hat seinen Aufenthalt nach dem Innern verlegt.“

Etwas ähnliches.

„Sie wollen in meine Weinhandlung eintreten — waren Sie den schon einmal in einem ähnlichen Geschäft?“

„Ja, bei einem Milchhändler.“

„Milchhändler? Das ist aber doch kein ähnliches Geschäft?“

„Ja, ich war dort bei der Pumpe angestellt.“

Aus den lustigen Mätern.

Vorsichtiger Gauner.

„Was hast Du denn da?“

„Eine Auskunft über den Privatier Maier!“

„Willst Du vielleicht gar seine Tochter heirathen?“

„Nein, aber einbrechen möchte ich bei ihm!“

Ein praktischer Artikel.

Frau: „Heute ziehst Du aber einen reinen Kraken an, Du machst mir ja den ganzen Kragenschoner schmutzig!“

Aus den Weggendorfer Mätern.

Böshafte Zustimmung.

A. „Wissen Sie auch, daß der Kaffee giftige Wirkungen hat?“

B.: „Ja, das glaub' ich, Herr Doktor, z. B. bei Dämmen-Kaffeegeellschaften!“

Gefährlich ist's . . .

„Kann Ihre Frau kochen?“

„Nein; aber sie thut's, wenn sie gereizt wird!“

Seine Uebersetzung.

Meiner Nefte: „Onkel Adolf, was versteht man eigentlich unter Rhetorik?“

Studiosus: „Die Kunst, jemand mit Erfolg anzupumpen.“

Gebantenpflicht.

Der Lehrer, der vom Schüler nicht lernt, wie er lehren soll, der kann den Schüler nicht lehren, wie er lernen soll.

Die dümmste Mode ist stärker als die klügste Frau.

Nichts ist schwieriger zu heucheln, als — Gleichgültigkeit.

Sich.

Jose: „Ach, wie mir das Kreuz weh thut!“

Freundin: „Da sollten Sie sich doch nicht gar so häufig am Schlüsselloch bücken.“

Durchschau.

Mann: „Vor einigen Tagen las ich einen Artikel über den hohen Nährwerth und die Bestimmtheit des Hammelfleisches.“

Frau: „Ach hast Du gestern wieder ein Schaf geschossen, als Du auf der Jagd warst?“

Ein Frauentöchter.

„Haben Sie schon das bedeutsame Buch gelesen, das der lebhafte Professor K. gegen die Frauen veröffentlicht hat? — Was hätte der erst geschrieben, wenn er verheirathet gewesen wäre!“

Wahrscheinlich gar keins.“

Ausnahme.

Gast (sich mit einem harten, zähen Braten quälend): „Diesen Braten, Herr Wirth, sollten Sie „Port Arthur-Braten“ nennen.“

„Wieso denn?“

„Er ist so schwer einnehmbar.“

Aus der Jugend.

Wahres Geschicht.

Liebe Jugend! Ein trasses Fräulein, das auf seiner ersten Manur seinen Gegenpaukanten im dritten Gange die temporaleis durchschlägt, ruft voller Bestürzung: „Bardon!“

Aus dem Dorfbarbier.

Einfach.

Maier: „Bisher habe ich immer Schlachtenbilder gemalt, und jetzt soll ich auf einmal Stillleben malen. Wie soll ich das anfangen?“

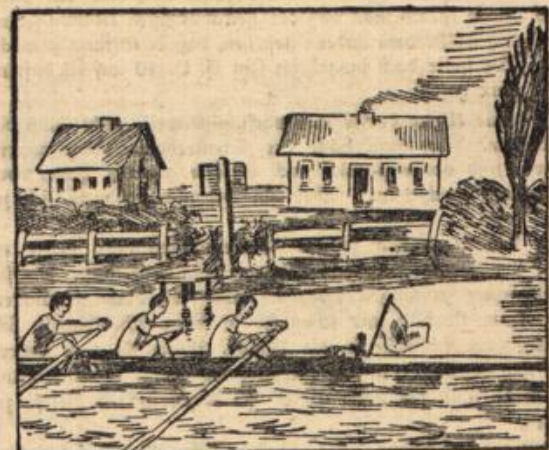
Herr: „Höchst einfach, malen Sie doch Blutwurst!“

O diese Fremdwörter.

Bestner (zu einem Gast im Cafe): „Sie wünschen, mein Herr?“

Gast: „Wissen Sie, Kaffee habe ich schon zu Hause getrunken, bringen Sie mir lieber eine Melange!“

Vexierbild.



Wo ist der Steuermann?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Rommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Redakteur Paul Schnabel, Wiesbaden.





Nr. 192.

Donnerstag, den 18. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buser.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nach einigen Augenblicken fuhr er mit angegriffener Stimme weiter: „Ich habe mit dem Herrn Major seit sieben Jahren auf die Nachricht gewartet, die ich Ihnen soeben vorgelesen, und ich bin wohl der Einzige auf der Welt, der sein trauriges Schicksal kennt. Wieber Hartfeld — Sie ahnen nicht, wen Sie auf dem Schlachtfelde suchen!“

„Ich weiß, daß ich den treuesten Freund meines verstorbenen Vaters suche, Herr General.“

„Nein, Sie suchen Ihren Vater selbst!“

„Herr General...!“ rief Hartfeld erblassend, während Irma einen leichten Schrei ausstieß und dann laut aufschluchzend in die Arme ihres Bruders sank.

„Ich war so lange der Vertraute des Unglücks Ihres Vaters“, fuhr der General fort, indem er seine Hand auf die Schulter Hartfelds legte, „und wollte nun auch an seinem Glücke theilnehmen, wenn er zum erstenmal seine Kinder umarmen darf. Das scheint mir nicht vergönnt zu sein. Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß ihn das Schicksal unmittelbar vor dem lang ersehnten Augenblick hinweggerafft haben soll.“

Hartfelds Brust wogte heftig; es war, als ob er nach Athem ringe. „Major Berger ist unser Vater, Irma!“ kam es endlich überquellend von seinen Lippen. „Und er liegt wahrscheinlich schwer verwundet auf dem Schlachtfelde! Kommen, Irma, wir müssen ihn finden, ihn retten, ihn und Schütz... es darf nicht sein, daß er stirbt!“

„Ja, eilen wir, Georg... eilen wir!“ rief Irma in fiebrhafter Erregung. „Der arme unglückliche Vater... Vater! Träumen's mir denn nicht? Kommen, Georg, wir müssen ihn retten... wir müssen auch... o, Gott, hab' Erbarmen! Es wäre ja entsetzlich!“

Stumm und bewegt reichte der General Irma und ihrem Bruder die Hand und einige Augenblicke später befanden sich die Geschwister im Freien. Sie eilten die dunkle Dorfstraße dahin und besprachen, während sie bald Einzelnen, bald Gruppen von Gefallenen ausweichen mußten, aufgeregt und leise das soeben Vernommene. Die Angst um den Vater und den theuren Freund beflügelte ihre Schritte und nach kurzer Zeit erreichten sie den Verbandplatz. Im Hofe des Bauerngutes wurden bereits die zum Auffuchen der Vermissten bestimmten Träger geordnet, deren Führung Hartfeld übernahm. Irma eilte in eines der Gebäude, um bei ihren Vorgesetzten Urlaub zu erbitten. Bald darauf kam sie mit Verbandstoffen und einem umhängbaren Käschen wieder zurück, daß sie an einem Brunnen mit Wasser füllte.

„Soll ich nicht auch eine Flasche Wein mitnehmen, Irma?“ fragte Hartfeld.

„Ja, das wird gut sein für Dich selbst“, erwiderte diese mit gedrückter Stimme. „Schwer Verwundete und Sterbende verlangen nur Wasser!“

Gleich darauf setzte sich die mit Tragbahren und Laternen ausgerüstete Hilfskolonne in Bewegung. Hartfeld und Irma eilten so schnell voraus, daß die Leute nur schwer zu folgen

vermochten. Vor ihren Augen loberte der Feuerherd des brennenden Bazeilles, dessen mächtige Flammen die Gegend in weitem Umkreise beleuchteten. Hoch über dem Feuermeer zogen dichtgeballte, purpurgefärbte Wolken dahin, hinter denen die schmale Mondsilber über den östlichen Höhen sich dann und wann verbarg. Die Böschungen auf den beiden Seiten der Straße waren bedeckt von Todten. Wohin der Blick der Eilen den sich wandte, die Höhen zur Linken hinan oder die Ausläufer zum Maasthal hinab — überall hoben sich die dunkeln Körper gefallener Soldaten und Pferde von den fahlen Stoppelfeldern und zerstampften Wiesenflächen ab über die der Feuerchein des brennenden Dorfes ausgebreitet lag.

Irma blieb Anfangs wiederholt stehen und klammerte sich furchtbar an den Arm ihres Bruders. Die Trugbilder der Nacht nahmen ihre Sinne gefangen und alles Regungslose gewann in ihren Augen Leben: Hier lag, den Chassepotkolben an der Wange, ein französischer Soldat, der über die Böschung zielte und sich bewegte, und dort, zur Rechten, lag eine Plänklerette sich rasch und schußbereit zur Erde nieder; hier wälzte sich ein Pferd, das auf dem Abhang lag; dort kamen wieder, aufgehäuft und oft die Straße sperrend, Todte über Todten, die auf der Erde noch zu kämpfen schienen. Nach längerer Wanderung aber gewöhnte sich das Auge Irma's an das schaurige Todtenfeld. Wie von einem wüsten Traume befangen, schritt sie an der Seite ihres Bruders dahin und Mitleid und Entsetzen betäubten die Angst um den Vater und den Geliebten.

„Wir müssen nun über diese Höhe, Irma“, begann Hartfeld nach langem Schweigen. „Durch Bazeilles können wir nicht, und der Park von Monvillers muß da drüben liegen. Dort beginnen wir das Suchen.“

„Glaubst Du, Georg, daß wir sie finden — lebend finden?“ fragte Irma zaghaft.

„Ich hoffe es. Wir müssen sie finden!“ erwiderte Hartfeld.

„O, Georg, alles ist tot... alles ist tot, wohin das Auge blickt. Wenn nun auch sie... nein, das darf nicht sein! Gelt, Georg, unser Vater und — Dein Freund sind nicht tot?“

„Das kann und will ich nicht glauben“, sagte Hartfeld gedrückt.

Sie hatten die Hälfte des Berges erreicht und mußten nun eine ausgebeulte Linie erobelter französischer Batterien durchkreuzen. Irma empfand jedesmal ein Gefühl der Erleichterung, wenn zuweilen ein Feldgendarm in rothem Trabe dahergeritten kam, oder wenn ein Posten die Nothenden anrief. Von der Höhe leuchteten die Wälle der Batterie herab, und in gleichmäßigen Zwischenräumen hoben sich die dunkeln massigen Punkte der deutschen Geschütze vom Erdboden ab, deren Mündungen nach Sedan hin gerichtet waren.

Das nächste Schlachtfeld bot von dieser Höhe aus ein phantastisches Gemälde dar, das selbst die sorgenerfüllten Geschwister ein paar Augenblicke fesselte. Zu ihren Füßen lag Bazeilles, dessen flammende Häuserfirste in das Blutmeer nie-

bestürzten und stürmende Feuerstrahlen in die Höhe warfen. Tief unten dehnte sich das breite Maastthal aus, zuerst in bläulich-weißlicher und dann in Finsternis gehüllt, die von der Feuer- röhre des Himmels abgeschliffen wurde. An einigen Punkten traten die Konturen entfernter Höhen aus der Dunkelheit hervor, auf deren anderer Seite ein Weiler oder Meierhof in Flammen stehen machte, der den Himmel blutroth färbte. Und über diese Höhen jagten hunderte von scheuen, reitenden Pferden in wilder Flucht hinweg; mit fliegenden Mähnen, abgerutschten Sätteln und geschloffenen Zügeln tauchten sie, wie scharf markierte Schattenbilder, im Feuerseine auf und verschwanden spurlos wieder in der Finsternis. Da, wo der Rauch die Linien eines Höhenkammes umspielte, mochte man beim Anblick der halbver- hüllten Pferde wähnen, es hätten sich die muthigen Reiter- scharen der Generale Marguerite und Gallas vom Schlachtfeld aufgerafft und setzten nun ein kühnen Todesritt vom Nach- mittage in den Wolken weiter, um Carrignan-Montmehy zu er- reichen.

Bald hatten die Geschwister mit den Krankenträgern das Wäld auf dem Höhenrücken hinter sich und wandten sich nun, bergabsteigend, dem Park von Monvillers zu, der düster schwarz vor ihnen ausgebreitet lag. Das Stimmengewirr des bewegten Lagerlebens begann allmählich zu verstummen, und sie befanden sich wieder im Bereiche des Todes, dessen Laster zahl- reich den Abgang bedeckten. Plötzlich vernahmen sie aus einiger Entfernung ein stoßweises Schluchzen und kurz darauf ge- wahrten sie einen Soldaten, der in gebückter Haltung unter den Gefallenen umherlief und das Gesicht eines jeden mit einer La- terne beleuchtete. Bald wurde auch dieser auf die Mahenden auf- merksam, und er forschte, die Laterne hochhaltend, in die Dün- kelheit hinaus.

„Das ist ja der Diener vom Leutnant Schüh, Irma“, sagte Hartfeld überrascht. „Suchen Sie Ihren Herrn, Michel?“ rief er dann dem Burschen zu.

„Ah, Herr Leutnant... gottlob, daß Sie kommen“, ant- wortete dieser unter heftigem Schluchzen. „I fuch schon drei Stund und find ihn nit, mein Herrn.“

„Weinen Sie nicht, Michel“, sagte Hartfeld, indem er dem Burschen die Hand reichte. „Wir werden ihn schon finden. Ha- ben Sie den Herrn Major Berger nicht gesehen?“

„Nein, Herr Leutnant. Vom Herrn Major weiß i gar niz.“ Wo haben Sie denn schon überall gesucht?“ fragte Hart- feld im Weitergehen.

„Den groß'n Garten da vor uns hab i ganz abg'sucht, Herr Leutnant. Da liegen einige Hundert Todte drin; lauter Bayern und Franzosen und alle hab i ang'schaut. I hab a viele Ka- meraden von Basseu g'seh'n unter den G'fall'nen, aber kein Of- fizier vom Bataillon.“

„Wissen Sie auch nicht, wo das Bataillon hinakirt?“

„Nein, Herr Leutnant. Wir Diener haben ja z'rud bleiben müß'n, wie's Bataillon halt z'nach um Vier auf Bazeilles nei- ist. Seitdem hab i mein Herrn und kein lebenden Menschen vom Bataillon mehr g'seh'n.“

„Wie lange sind Sie schon der Diener des Herrn Leutnant Schüh?“ fragte Irma den Burschen, als Hartfeld zu den Trä- gern zurück ging und ihnen einige Weisungen erteilte.

„Zwei Jahre“, antwortete Michel. „Kennen Sie meinen Herrn vielleicht, ehrwürdige Schwester?“

„Ja“, erwiderte Irma gedrückt. „Es freut mich sehr, daß Sie so traun an Ihren Herrn hängen. Fürchten Sie, daß er schwer verunndet ist?“

„Wenn wir ihn nur finden thät'n, ehrwürdige Schwester! I hab so an Druck in mir drin, daß i moan, es g'sprengt mi'. Todt wenn mei Herr wär — mi' thät auf der ganzen Welt niz mehr g'fren'n.“

„Todt?“ rief Irma entsezt. „Ah, sprechen Sie das fürch- terliche Wort nicht aus! Das kann, das darf ja nicht sein!“

„Gleich darauf kam Hartfeld nach. Sie wandten sich nun einem an den Nordrand des Parks von Monvillers sich an- schließenden Thaleinschnitte zu, in dessen Mitte die Gibonne zwischen Erlen, Lärchen und Alazien lautlos dahinspö. Es begann zu regnen und eine dichte Finsternis umgab die Suchenden.

„Es ist wahrscheinlich auf den beiden Seiten dieses Baches gekämpft worden“, wandte sich Hartfeld an Michel. „Haben Sie im Park da drinnen keinen Steg oder eine Brücke gesehen?“

„Nein, Herr Leutnant“, erwiderte dieser. „S Wasser in dem Bach is nit tief; i bin einigemal durchg'wat'. Die meisten G'fall'nen liegen aber auf der Seite herübn; da drüben ist der Wald so dicht, daß man fast nit durchkann.“

„Dann wird es wohl am Besten sein, wenn wir zuerst die linke Uferseite absuchen, und, wenn wir die Vermissten da nicht finden sollten, vom Dorf La Monzelle aus am rechten Ufer wie- der heraufgehen.“

„Dies Dorf kenn i nit, Herr Leutnant“, versetzte Michel. „Wenn wir ober da hinter suchen und drüben wieder raus, und mei' Herr liegt vielleicht no' weiter weg als dies Dorf is — i weiß ja nit, Herr Leutnant, wo unser Bataillon über- all g'wesen is.“

„Im Park von Monvillers den Sie bereits abg'sucht ha- ben, und von da bis La Monzelle hat das Bataillon die meisten Leute verloren“, erwiderte Hartfeld.

„Und wenn wir mein' Herrn nit finden thäten bei der Finstern? Wenn er — mei' Gott, wenn er s' Grund geh'n müßt!“ jammerte der Bursche wieder unter erneutem Schluch- zen.

„Weinen nützt gar nichts, Michel. Nur suchen — fleißig suchen!“ sagte Hartfeld düster.

„Ja, Sepp — grüß Di Gott! Bist verwundet?“ rief Mi- chel plötzlich, in dem er überrascht vor einem auf der Erde sitzenden und an einem Baum gelehnten Jäger stehen blieb, der mit einem Bleistift zu schreiben schien, wozu er den auf seinen Knien liegenden Tornister als Unterlage benützte. Er hatte die Augen geöffnet, und machte beim ersten Anblick den Eindruck, als ob er ersäunt auf den Ankommenden sehe. „Er is ja tod, der arme Sepp!“ wandte sich Michel aber im nächsten Augen- blick an Irma, die gleichfalls stehen geblieben war und den Entsezten betrachtete.

„Und da hat er an Brief, der Sepp; wahrscheinl' an sei' Muatta — nicht, den Namen hat er no' hinbrach auf's Konvert; nachher wird er g'storb'n sei. Nummer, lieber Sepp — gib mir Dein Brief!“ fuhr Michel mit erstickter Stimme fort. „I versprech Dir's in Dei' todte Hand nei', daß n' Dei' Muatta kriegt.“

Er hob bei diesen Worten die auf dem Brief ruhende Hand des gefallenen Kameraden auf und stachte dessen letztes Verwund- niß zu sich. „Sehn S', ehrwürdige Schwester“, fuhr er im Weitergehen fort, „der Sepp is mei' liebster Jugendkamerad g'wesen und der bravste Bua vom ganzen Dorf. Sei' Muatta is an arme Wittib — i glaub, ihr Mann is scho' vor sechzeh' ober siebzeh' Jahr g'storb'n — und der Sepp is ihr oanzig's Kind. Er is a tüchtiger Schneider worden, der Sepp, hat's floa Häusl schärfenfrei verhalten und hat für sei' Muatta g'fagt, wie ma's nit leicht sieht. Und jetzt is' er tod, der Schneidersepp! I glaub, daß sei'm alten Mütterl's Herz ab- druckt, wann's hört, daß ihr Sepp g'fall'n is.“

„Oh, mein Gott, wie grauam, wie entsezlich ist der Krieg!“ sprach Irma mit bebender Stimme.

Das Thal wurde stellenweise breiter und die Suchenden mußten sich oft weit von einander entfernen, damit keiner der Umherliegenden übersehen wurde. Die Leute hatten die Wei- sung, jedesmal laut zu rufen, sobald sie einen gefallenen deutschen Offizier oder einen Verwundeten auffinden sollten. Auch die beiden Geschwister und Michel hatten sich in größeren Ab- ständen unter die einzelnen Gruppen der Krankenträger ver- theilt und kamen nur selten zusammen. Eine Stunde war be- reits unter vergeblichen Suchen verstrichen.

„Wir können zu langsam vorwärts... sie verbluten oder verdursten, bis wir sie finden!“ rief Irma plötzlich. Eine namenlose Angst hatte sie erfasst und in fieberhafter Aufregung stürzte sie von einem Todten zum andern. Nach kurzer Zeit sah sie sich allein; aber diese Wahrnehmung löste ihr keine Furcht mehr ein. Ihr Auge hatte sich an die Schreden des nächtlichen Schlachtfeldes gewöhnt und unbefürchtet um ihre Gefährten eilte sie vorwärts. Dard dichtes Gebüsch sich zwingend fiel ihr auf, daß das Gelände allmählich anstieg und der Thalsrand zu ihrer Rechten immer höher und steiler zu Gi- bonne abfiel, die in der schwarzen Tiefe dahinspö. Sie beugte sich von Zeit zu Zeit über den Abhang hinaus; aber der matte Lichtstrahl ihrer Laterne drang nicht bis zum Wasserspiegel hinab. Plötzlich gewahrte sie am Fuße einer abschüssigen Böschung einen Haupenhelm. Den steilen Hang hinabsteigend glitt sie bereits nach den ersten Schritten aus und rutschte hin- ab, gelangte aber unverfehrt unten an. Auf dem mit Schloßen- und Haselnußstauden bedeckten kufenförmigen Abfalle der Böschung, die nach wenigen Schritten senkrecht in die Tiefe ab- fiel, schien ein heftiger Kampf stattgefunden zu haben, denn zahl- reich lagen die Todten umher. Da und dort hielt ein Gefalle- ner, dessen Oberkörper über dem Abgrund schwachte, sich nach krauphaft an den Zweigen eines Busches fest, die seinen Ab- sturz verhinderten. Irma beugte sich immer wieder über den Rand des Abhanges hinaus, um jedesmal vor einem ihr ent- gegenstarrenden, angstverzerrten Gesichte mit herausgedrängten, verglasten Augen wieder zurückzuschrecken.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels aus dem gestrigen Unterhaltungsblatt:
„Snopfloch.“

Der Geizige.

Er haßt der Sonne
Heißstrahlendes Gold;
Er haßt es tüchtig,
Weil nicht gewichtig
Im blanken Dukat
Sinn Kasten rollt.

Er haßt ein Lachen,
Das silbern erklingt,
Weil gleich er erwäget,
Daß nicht es geprägt
Zu Groschen und Talern
Im Kasten ihm blinkt.

Er haßt schöner Augen
Hellschickende Pracht;
Er haßt sie von Herzen,
Weil nicht sie wie Kerzen
Beim Zählen des Goldes
Ihm leuchten zur Nacht.

So haßt er alles,
Was schön auf der Welt:
Das Schöne ist nichtig;
Er liebt, was ihm wichtig:
Das Schloß vor dem Kasten
Und drinnen das Geld.



Jean Guérin, der berühmte Maler, saß in einem eleganten Boudoir des Palastes der Tuileries zu Paris vor einer Staffelei und konterfeite eine Dame, die nachlässig auf einem Divan von kostbarem indischem Kaschmir ruhte. Obgleich der Reiz der ersten Jugend sie verlassen, waren die Züge ihres Antlitzes sanft und lieblich, belebt von dem Schmachten der großen, dunklen Augen und den glühenden Farben des freudigen Teints, der noch von dem Hauch einer tropischen Luft belebt zu sein schien. Vor allem aber war es eine seltene, über jede ihrer Bewegungen ausgegossene Grazie, die in dem Original des Malers eine Herrscherin — die Gemahlin Bonapartes, Josefine, hätte erkennen lassen. Mit anmutiger Koketterie fragte sie den Künstler wegen ihrer Toilette um Rat, als plötzlich der Kaiser eintret und — nach einigen Worten mit seiner Gemahlin — der Staffelei zuschritt, um das Porträt in Augenschein zu nehmen. Doch schnell verdeckte Guérin das Miniatur-Bild mit seiner Hand und sagte zu dem überraschten Kaiser: „Verzeihung, Ew. Majestät; nur dann erst, wenn sie ganz vollendet sind, lasse ich meine Gemälde sehen.“ — „Nun, so lassen Sie bei mir eine Ausnahme eintreten,“ erwiderte freundlich der Kaiser. — „Selbst Ihnen, Sire, muß ich es abschlagen; auch wir Künstler besitzen unsere Koketterien.“ — Napoleon, endlich aufgebracht von der Hartnäckigkeit Guérins, rief mit Herrscherstimme: „Ich will es!“ — Der Künstler blieb auch bei diesen Worten, vor denen halb Europa erzittert wäre, unbeweglich — seine Hand bedeckte noch immer das Porträt. — Napoleon verneigte sich lächelnd und sagte, indem er das Gemach verließ: „Ich räume Ihnen das Schlachtfeld, Monsieur Guérin!“ — Wenige Tage darauf ward der Künstler nach den Tuileries beschieden, um — das Bildnis des Kaisers zu malen.

Auffsteigende Egre. Während es bei uns üblich ist, daß der Sohn eines Vaters, der sich durch Geistesgaben oder wichtige Dienste ausgezeichnet, einen großen Teil der Ehre mitgenießt, die man dem Vater zollt, machen die Chinesen es gerade umgekehrt. Die Kinder ausgezeichneten Männer gelten ihnen nichts, wohl aber werden die Eltern hoch geehrt, selbst wenn sie den niedrigsten Ständen angehören — ja dann um so mehr. Sie sagen nämlich: Erziehung und gutes Beispiel der Eltern waren die Ursache, daß der Sohn dem Staate so wichtige Dienste leisten konnte. Dem Sohne aber gereicht es keineswegs zur Ehre, einen ausgezeichneten Vater zu haben, vielmehr weit eher zur Schande, wenn er selbst kein eigenes Verdienst erworben; denn er sei ja von den Verhältnissen besonders begünstigt gewesen.

Chinesische Musik. Ein kalifornischer Journalist, der in San Francisco ein chinesisches Theater besuchte, schildert die während der Vorstellung ausgeführte Musik wie folgt: „Man versetze sich in eine Kesselfabrik, wo 400 Hände mit Hämmern beschäftigt sind, denke sich rechter Hand eine Klemmnerwerkstätte in voller Tätigkeit, linker Hand eine Quazmühle, vorne 600 Betrunkene mit allerlei Instrumenten, auf dem Dache 4000 wütende Katzen, und man wird einen schwachen Begriff von den Leistungen eines chinesischen Musikcorps bekommen.“

Die höchste Enfant. In Panscova kam eine hübsche Wallachin ins Postamt und bat den Beamten, einen an „Se. Hochwohlgeboren Herrn Franz Josef in Budapest“ adressierten Brief mittels Ekspresse zu expedieren. Man konnte ihr nur mit schwerer Mühe befehlen, daß der Ekspettendient schon

längst nicht mehr bestünde, und nachdem man ihr dies plausibel gemacht hatte, bat sie, man möge ihr Schreiben „per Draht“ nach Budapest schicken. Als der Beamte auch dies verweigerte, weil sie die Telegraphengebühren nicht zahlen konnte, glaubte sie ihn von der Dringlichkeit dieses Briefes überzeugen zu können, indem sie ihm den Inhalt des Schreibens skizzierte. Sie wollte — sagte sie — um jeden Preis die Frau des hübschen Vigtor werden; der Pope und der Notar aber, die ihr feindlich gesinnt sind, erlauben dies nicht und wollen sie zwingen, zu ihrem Ehegatten zurückzukehren. Nun wollte sie sich an den gnädigen Herrn König wenden, der ein so guter Mensch ist und der ihr gewiß die erste Ehe gütigst nachsehen wird, wenn er erfährt, wie verliebt sie in den schönen Vigtor sei. Der Beamte schien jedoch kein so guter Mensch gewesen zu sein, wie der gnädige Herr König, und wies die Wallachin mit ihrem Gesuche ab. Ob sie dann zu ihrem Gatten zurückgekehrt sei, darüber schweigt die Chronik.

Das Bauch-Ausschlagen in Japan. Reinhold Werner gibt als Grund dieser eigentümlichen Methode des Selbstmordes ein feines Ehrgefühl an, durch das sich überhaupt die Japanesen vorteilhaft von allen Völkern auszeichnen. Alle Militärpersonen, sagt er, der Adel und sämtliche Zivilbeamte des Kaisers haben die Vergünstigung, sich der entehrenden öffentlichen Exekution im Falle eines von ihnen begangenen Verbrechens durch Selbstmord zu entziehen, und zwar, indem sie sich den Bauch ausschlagen. Durch dieses Verfahren retten sie ihre Familie vor Schande und Konfiskation der Güter, und der Sohn darf in solchem alle in die Aemter und Würden des Vaters treten. Da das Vergehen, infolge dessen sie gezwungen sind, auf so plötzliche Weise vom Schauplatz des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewusstes sein kann, insofern ein Beamter durch einen an und für sich schuldlosen Zufall die Ungnade des Kaisers zuzieht, so ist ein jeder von ihnen stets auf einen Befehl zum Bauchausschlagen vorbereitet. Außer seinem offiziellen und dem Anzuge, den jeder Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verbunden ist, besitzt er noch einen dritten, in dem das Bauchausschlagen geschieht, und nie tritt er eine Reise an, ohne den letzteren mit sich zu führen. Er besteht aus einem aus weißer Hanfseide gewebten Rocke und dergleichen Beinkleidern ohne das Wappenschild, das sonst jeder gedruckt oder gestickt auf den Ärmeln und Jacken trägt, und das anzeigt, wessen Untertan oder Vasall der Betreffende ist. Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen, ladet der Delinquent seine vertrauten Freunde zu dem für die Exekution bestimmten Tage ein und bewirtet sie mit Saki (Reisbranntwein). Nachdem sie kurze Zeit beisammengesessen, nimmt er von ihnen Abschied und läßt sich das Todesurteil noch einmal vorlesen. Alsdann hält er noch eine Rede, zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Bauch auf. Dies letztere ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent riß sich gewöhnlich nur kreuzweise die Bauchhaut auf, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm alsdann den Kopf ab. Außer als Strafe für ein wirkliches oder dafür erklärtes Verbrechen, ist das Bauchausschlagen auch als Ehrenoperation sehr gewöhnlich. Wird z. B. ein Japaner beschimpft, oder glaubt er durch irgend etwas seine Ehre verletzt, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf die erwähnte Weise umzubringen. Einer der Kommissare, die mit Graf Eulenburg den preussischen Handelsvertrag in den sechziger Jahren behandelten, Namens Hori-noribino-fami, ein feiner, lebenswürdiger Mann, unter dessen Leitung die Sachen zum baldigen Abschluß zu gedeihen versprochen, wurde plötzlich durch einen andern ersetzt. Auf die Frage, wo er geblieben, hieß es, er sei plötzlich an einem Unsturz erkrankt und noch am selben Tage gestorben. Wahrscheinlich aber hatte er den Vertrag zu schnell betrieben und dadurch sich die Ungnade des Kaisers zugezogen, die das Bauchausschlagen zur Folge hatte. Dr. Pompe ist der Ansicht, die Sitte des Bauchausschlagens sei dem Confucius entlehnt, der lehrte, es sei eine der edelsten Taten, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn man es durch Vergehen verurteilt habe.

Eugen in der Not. Während des furchtbaren Winterfeldzuges der Schweden in Norwegen unter Karl XII. erreichte in einer Nacht die Kälte einen solchen Grad, daß selbst die abgehärtetsten Krieger in Mitleidenschaft verfielen. Nur ein junger Bursche behielt seine Fröhlichkeit; singend forchte er sich im freien Felde beim Schein der Wachtfeuer aus dem hartgefrorenen Schnee ein vollständiges Bett mit Kopfkissen und Bettdecke und erregte dadurch die Heiterkeit seiner Kameraden. Nur ein alter Wachtmeister blieb ernsthaft und schüttelte den Kopf ob des sonderbaren Treibens. „Seid Ihr böse, Vater?“ fragte der Bursche. „Nun, nun,“ entgegnete dieser, „als Spaß mag es Dir schmecken, sonst aber ist es doch eine Weichlichkeit, deren Du dich schämen solltest!“

Etwas von Heinrich VIII. König Heinrich VIII. von England, der frömmelnde Wollüstling und Despot par excellence, warb, nachdem er gleich der zweiten auch seine fünfte Gemahlin, Lady Katharina Howard, hatte enthaupten lassen, um die Hand einer jungen, reizenden Prinzessin aus dem über Mantua herrschenden Hause Gonzaga. Diese aber, die ebenso klug, als schön, erwiderte dem Abgesandten Heinrichs: „Sagt Eurem Herrn, Mylord: Wenn ich zu drei Köpfe hätte, würde ich seine Hand annehmen.“ Dieser Monarch war ebenso ökonomisch, als blutdürstig. Eine von ihm für seinen königlichen Haushalt gegebene „Christliche Hausordnung“ enthält unter anderen kuriosen Vorschriften auch folgende: „Die zum Schloß kommenden Lords und Gemeinen sollen auf der Treppe nicht freundlich tun mit den Küchenmädchen, weil auf diese Weise leicht Geschick zerbrochen wird.“

Ueber den Anbau und die Behandlung von Korinthen in Griechenland teilen wir, auf die Gefahr hin, unseren Leserinnen den Appetit zu verderben, eine kurze Beschreibung mit: Die Korinthen (kleine Rosinen) schmecken frisch vortrefflich und werden Weintrauben, in Bündeln; aber die Beeren stehen so nahe aneinander, daß sie zusammen eine dicke Masse bilden und das Aussehen eines Tannenzapfens haben. Auch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Weintrauben dadurch, daß sie keinen Kern besitzen, oder vielmehr, daß in jeder Traube nur eine Beere einen Kern hat, die deshalb die männliche Beere heißt. Sie ist größer, als die übrigen Beeren. Der Anbau der Korinthen geschieht auf großen Feldern, vorzugsweise auf Jante, Cephalonia und Jihala. Eine häufige Bewässerung ist zu ihrem Gedeihen erforderlich. Die Ernte beginnt im August. Merkwürdigerweise ist die Frucht am gesündesten, wenn sie dreiviertel reif ist, während sie bei völliger Reife schädlich wirkt. Nachdem die dunklen Trauben abgeschnitten worden, legt man sie auf den Trockenplatz, der glatt und gewöhnlich mit — Kuhmist bedeckt ist. Hier bleiben sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt und werden so lange umgewendet, bis sie völlig gedörret sind; dann sondert man sie von den Stengeln und bringt sie in die Magazine, die einen fast unerträglichen Geruch verbreiten. Vor der Ausfuhr werden die Korinthen in Fässer verpackt und darin (wie bei uns der Sauerkohl) mit den Füßen festgetreten. Die ganze Ernte geht übrigens verloren, wenn, während die Korinthen auf dem Trockenplatz lagern, ein Regen eintritt.

Die „Zufallslocke“, wie unsere Damen sie gelegentlich tragen, spielte zur Zeit Jakobs I. von England eine große Rolle in der Haarmode. Man nannte diese Locke, die das schöne Gesicht an der linken Schläfe herabhängen ließ, die „Liebeslocke“. Dr. Prymme, ein eifriger Selot, sprach nicht nur in seinen Kanzelreden gewaltig gegen diese Mode, sondern schrieb auch unter dem Titel „Die Unliebenschwürigkeit der Liebeslocke“ einen umfangreichen Folianten darüber. Aber sein Eifer blieb ohne Erfolg, denn wann hätten jemals Kanzelreden oder Broschüren gegen die herrschende Mode etwas vermocht! Erst unter Karl I. kam die „Liebeslocke“ aus der Mode.

Abdul Aziz, der ehemalige Beherrscher der Gläubigen liebte es, wie sein großer Vorgänger Harun al Raschid, verkleidet und unbekannt durch die Straßen Konstantinopels zu wandern und sich aus persönlicher Anschauung ein Urteil über die Zustände und Personen zu bilden. Eines Tages ging er in ein öffentliches Bad, ließ sich im Empfangszimmer mit den Anwesenden in ein politisches Gespräch ein und schimpfte gewaltig über sich selbst. Ein Derwisch war darüber so entrüstet, daß er ihn einen „Jungtürken“, einen Revolutionär schimpfte, seinen Stock ergriff und ihn tüchtig durchprügelte. Am nächsten Tage ernannte der Sultan den Derwisch zum Gouverneur der Stadt. „Derwisch“, sagte er bei dieser Gelegenheit zu dem Bestürzten und zugleich Hocherfreuten, „bleibe brav, lehre den Menschen Tugend und Wahrheit, aber bediene Dich dabei eines leichteren Stockes.“

Blüchers Ansicht über die Militärdienstzeit. Als Gneisenau in die Militär-Reorganisations-Kommission eintrat, schrieb Blücher ihm: „Gehen Sie hin, von meinen besten Freunden begleitet. Ich ahne e, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber. Grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen Sie ihm, daß ich es ihm ans Herz lege, vor eine Nationalarmee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt; vom Soldat muß man abgehen, niemand in der Welt muß eriniert sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß körperliche Gebrechen ihn daran hindern. Die einmal wohl dressierten Soldaten müssen zwei Jahre zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagiert und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so alles vergessen habe, daß er nicht in acht Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses andern bewiesen, unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat gnatz vergessen. Die Armee muß in Divisionen geteilt werden, die Division von allen Sorten Truppen komponiert sein und im Herbst mit einander manövrieren. Die jährlichen Reviues müssen weggelassen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis; geben Sie es an Scharnhorst und sagen Sie mich beide ihre Meinung.“

General von Pfuel und das Duell. General von Pfuel wohnte 1848, als damaliger preussischer Ministerpräsident, den Verhandlungen der Kommission der Nationalversammlung bei, die über die auch von ihm selbst befürwortete Abschaffung des Adels beriet. Die Debatten dauerten sehr lange, und der alte, davon ermüdete Herr schlief ein. Als er wieder erwachte und zu seinem Erstaunen hörte, daß die Debatten noch immer fort dauerten, rief er aus: „Ist denn der Adel noch nicht tot?“ Einige Tage später trat auf der Straße ein durch jene Aeußerung in seinem Adelsstolz schwer getränkter, milchbärtiger Fährlich — leider hat die Geschichte seinen Namen nicht unsterblich gemacht — an ihn heran und fragte: „Sind Sie der General von Pfuel?“ — „Aufzuwarten!“ — „Dann muß ich Ihnen sagen, daß Sie ein ganz gemeiner Kerl sind!“ — Was tat nun der Beleidigte? Er antwortete, ironisch höflich grüßend: „Wirklich? Das habe ich noch gar nicht gewußt. Ich danke Ihnen!“ Damit ließ der Alte den „dummen Jungen“ stehen. Wenn es aber galt, „nach den üblichen mittelalterlichen Gesetzen der Ehre“ loszugehen, so war Pfuel der „Mann auf dem Platze“. So wie der in Berlin sa überaus

populäre stramme Herr noch bis zu seinem achtzigsten Jahre einer der besten Schwimmer und Reiter, war er in seinen jüngeren Jahren der beste „Paukant“ der Armee. Während des Befreiungskrieges war Pfuel bekanntlich Adjutant des Marschall Vorwärts und zog nach der Schlacht bei Waterloo mit den Alliierten in Paris ein. Eines Tages steht er dort in dem Hofe der Kommandantur, umgeben von einer Menge preussischer Stabsoffiziere, als ein französischer Obrist aus dem Gebäude tritt, schimpfend, daß man ihm einen Paß verweigert habe. „Und niemand da,“ setzte er hinzu, „von dem ich für diese Beleidigung Satisfaktion fordern kann?“ — „O doch, Monsieur Colonel,“ ruft Pfuel ihm zu. „Hier bin ich, von dem Sie Satisfaktion verlangen können und der sie Ihnen auch geben wird!“ — Der Franzose stutzt und fragt dann: „Wo?“ — „Hier!“ entgegnete Pfuel. — „Und wann?“ — „Sogleich — s'il vous plait!“ — Es wird auch sofort ein Kreis formiert. Zwei von den Stabsoffizieren bieten sich als Sekundanten an. Man entscheidet sich für Säbel; diese werden gebracht — „und die Paukerei geht los“. Es war aber bald zu Ende. Pfuel hatte seinen Gegner durch einen Hieb in den rechten Arm kampfunfähig gemacht. Mit chevaleresker Verbeugung reicht der damals noch junge preussische Offizier dem entwaffneten Feind die Hand und sagt: „Ihnen den Paß zu verschaffen, steht leider nicht in meiner Macht. Sie haben aber wenigstens doch die gewünschte Satisfaktion!“

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763. 2416

Die Vorzüge

das das Schuhganzmittel Galop-Crème **Pilo** besitzt, bestehen darin:

Es giebt raschen, tiefschwarzen Glanz, greift das Leder nicht an, beschmutzt die Kleider nicht.

4181

Für Raucher!

Zur gefl. Mitteilung, daß die so beliebte und bekannte

Marke Prenzados

bei mir eingetroffen ist. — Preis 10 Stück 55 Pfennige und halte mich bei Bedarf bestens empfohlen.

Richard Ries,

Cigarren-Spezial-Geschäft, 26 Marktstraße 26. 4862

Farben, Lacke, Öle u. Pinsel.

Cellfarben , Bld 35 Pfg.	Leinöl , roh, Schoppen 25 Pfg.
Karlsruher Büchsenlack , Pilo 1.50 Ml.	Leinöl , gel., Schoppen 32 Pfg.
Pariser Fußbodenlack , Pilo 1.70 Ml.	Terpentinöl , Schoppen 55 Pfg.
Lack , Schoppen von 60 Pfg. an.	Glaspapier , Bogen 3 Pfg.
Eisenlack , Schoppen 60 Pfg.	Kreide , Pfund 4 Pfg.
	Wolns , Pfund 2 Pfg.
	Leim , Pfund 40 Pfg.

Staubfreies Fußbodenöl,

1 Kilo 90 Pf., bei 10 Kilo 75 Pf., bei 25 Kilo 65 Pf. Kannen leihweise, offerirt 4 42

Carl Ziss, 30 Grabenstraße 30.